

Robert Elmer

# Frieden für Jerusalem

*Zion für Teens – Band 6*



**Über den Autor:**

Robert Elmer lebt in der Nähe von Seattle im amerikanischen Bundesstaat Washington. Er ist verheiratet und Vater von drei Kindern.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 978-3-86827-051-8

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2002 by Robert Elmer

Originally published under the title *True Betrayal* by

Bethany House Publishers, a division of Baker Publishing Group,  
Grand Rapids, Michigan, 49516, USA

German edition © 2008/2003 by

Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH with permission of  
Bethany House Publishers, USA

Deutsch von Lotte Bormuth

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH /  
Christian Heinritz

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Koninklijke Wöhrmann, Niederlande

[www.francke-buch.de](http://www.francke-buch.de)

## Inhaltsverzeichnis

1. Der Tag der Unabhängigkeit .....	7
2. Der Löwenzahntee .....	14
3. Kein Ort für einen Juden .....	23
4. Der Fluchtplan .....	32
5. Durchs dunkle Jerusalem .....	39
6. Levins Rettung .....	47
7. Emilys Fehler .....	54
8. Angriff in Beit Jiz .....	62
9. Das bewaffnete Lager .....	70
10. Fotos vom verheißenen Land .....	78
11. Fragen, aber keine Antworten .....	87
12. Letzte Warnung .....	95
13. Flucht und Rückzug .....	103
14. Angriff auf Jad Schalom .....	110
15. Ein wahrer Verräter .....	116
16. Verräter oder Freund? .....	124
17. Die Entscheidung am Brunnen .....	132
18. Der Todesmarsch .....	140
19. Tel Aviv .....	151
20. Zurück zu den Ruinen .....	155
21. Nathans Bar Mizwah .....	163
Mehr als Geschichte .....	167



Copyright © Meridian Mapping, Minneapolis

# 1. Der Tag der Unabhängigkeit

14. Mai 1948

„Dreh's lauter! Dreh's lauter!“ Der dreizehnjährige Dov Zalinski rief laut und schaute aufgeregt in die Runde der Menschen, die in dem kleinen Wohnzimmer von Anthony und Rahel versammelt waren. Er traute sich kaum, Luft zu holen, und doch hatte er keine Chance, die Stimme von David Ben Gurion zu verstehen.

„Tut mir leid, aber ich habe das Radio so laut wie möglich gestellt.“ Anthony Parkinson zuckte mit den Achseln. „Wir müssen jetzt alle ganz leise sein, wenn wir die Sendung hören wollen.“

Anthony's Worte waren in den Wind gesprochen. Die Leute redeten aufgeregt weiter, und Dov wurde ganz nervös, als er wieder auf die Wanduhr schaute.

Es war halb fünf. Die Sondermeldung hatte schon begonnen. Vielleicht war sie jetzt schon zu Ende. Hatte nicht in der Extraausgabe der *Jerusalem Post* gestanden, dass der Vorsitzende der Jüdischen Gesellschaft kurz nach vier Uhr an diesem Nachmittag eine Erklärung abgeben wollte?

„Ja, etwa um diese Zeit“, bekräftigte Herr Zayed und versuchte dabei vergeblich, sich ein Haar aus seinem kahlen Kopf zu ziehen. Er wohnte nur zwei Häuser weiter, aber sein amerikanischer Akzent verriet, wo er eigentlich aufgewachsen war. Die meisten Menschen in Israel waren aus anderen Ländern eingewandert. „Wenn ihr meine Meinung wissen wollt, dann kann ich nur sagen, dass die Engländer viel zu lange in diesem Land gewesen sind. Jetzt stehen wir

endlich auf eigenen Füßen. Wenn nur Präsident Truman uns besser unterstützen würde.“

Das erwartete er von dem amerikanischen Präsidenten, und Dov war nicht überrascht, dass Herr Zayed diesen Namen erwähnte. Herr Zayeds Nachbarin, Frau Samuel, interessierte sich wenig für den Abzug der britischen Truppen und den amerikanischen Präsidenten. Sie redete nur von ihrem Sohn Jizhak, der der Haganah angehörte. Sie erwähnte, dass sie wochenlang nichts von ihm gehört hatte, dass er niemals seine Zähne putzte und dass ein guter Sohn, wie er einer war, ab und an seiner Mutter einen Brief schreiben sollte, anstatt sich im Land herumzutreiben. Zuerst sei er in der Wüste Negev gewesen, dann in Galiläa. Er habe sein Leben aufs Spiel gesetzt und wer weiß was alles in die Luft gesprengt. „Habe ich ihn dazu großgezogen?“, beendete sie ihr Gejammer.

Herr Zayed holte tief Luft und schüttelte den Kopf. „Die Araber blockieren unsere Straßen, in ganz Jerusalem gibt es keine Lebensmittel, die Leute sind am Verhungern, und Sie klagen, weil Sie keine Post erhalten?“

„Warum soll ich mich nicht beschweren?“ Dabei richtete sie sich auf. „Ich darf doch wohl noch von meiner Familie sprechen. Manche von uns haben eben eine Familie.“

Unwillkürlich drückte Dov seinen Brief fest an sich, den er von seiner Mutter erhalten hatte und in seiner Innentasche trug. Er war noch da, wie die Tage zuvor auch. Er wäre froh gewesen, wenn er irgendwo im Land Israel geschrieben worden wäre. Das wäre für ihn besser gewesen. Nun aber kam der Brief aus einem englischen Militärkrankenhaus, von dem er noch nie etwas gehört hatte und das auf einer Insel im Mittelmeer lag. Er war sich immer noch nicht klar darüber, ob er dorthin reisen sollte, um sie zu besuchen.

„Jammern und klagen, das können Sie“, schimpfte Herr Zayed. „Wir sollten dankbar sein, dass Ihr Sohn die Chance hat, sich einen Namen zu machen und in die Geschichte einzugehen.“

„In die Geschichte eingehen? Ich wäre schon froh, wenn ich wüsste, dass er überhaupt noch zu unserer Familie gehört.“ Frau Samuel schaute niemanden an, sondern stolzierte durch das Zimmer und drückte ihre Fußspuren in den roten Teppich. Bei jedem Schritt brachte sie ein neues Argument vor.

Schließlich meinte Herr Zayed: „Nun, uns bewegen jetzt ganz andere Sorgen.“

„Wie können Sie nur so etwas über die Lippen bringen?“, ärgerte sie sich und dabei wurde ihre Stimme ganz schrill. „Sie haben noch nicht einmal Kinder und dann wollen Sie mich belehren?“

Dov hielt das Gezeter nicht mehr aus. Er steckte sich zwei Finger in den Mund und pfiff so laut, wie er nur konnte. Frau Samuel wäre fast aus ihren schwarzen Schuhen gekippt. Vielleicht hatte sie gedacht, der Pfeifton käme wieder von einer arabischen Granate, die durch die Luft zischte.

„Um Himmels willen!“ Sie drehte sich um und starrte Dov an. Dabei fasste sie sich an den Hals.

„Vielen Dank, Dov.“ Anthony lächelte, als sei er es gewohnt, dass sich solche Versammlungen täglich in seinem Wohnzimmer abspielten und jeden Sabbatabend sein Heimatland seine Unabhängigkeit erklärte. Wenigstens hatte er jetzt nach Doves Pfiffen die Aufmerksamkeit der Menschen auf seiner Seite. Es war jetzt still geworden. Selbst seine Frau in der Küche hätte eine Stecknadel fallen hören. Anthony schaltete für einen Augenblick das Radio ganz leise.

„Wie ich schon erwähnte, möchten wir wohl alle gern hören, was Ben Gurion zu sagen hat. Es handelt sich um ein wichtiges Ereignis.“

„Natürlich möchten wir das.“ Herr Zayed starrte auf die Frau, die neben ihm stand. „Wenn nur Frau Samuel so gütig wäre und ...“

„Reden Sie nicht in diesem Ton mit mir!“

„Ist ja schon gut.“ Anthony hob seine Hand zum Zeichen, dass alle still sein sollten. „Bitte, es ist fast Viertel vor fünf.“

Dov schaute zur alten Schweizer Uhr hinüber, die an der Wand hing. Sie zeigte 23 Minuten vor fünf Uhr an.

„Seit wann wird die Gründung eines neuen Landes angegeben wie die Zeit in einer U-Bahnstation?“, fragte Herr Zayed. „In Brooklyn würden wir ...“

„Schon wieder dieses Brooklyn“, unterbrach ihn Frau Samuel. „Immer hören wir, wie es in Brooklyn wäre. Wenn man ihm freie Hand gäbe, dann würde er sogar auf der Straße Baseball spielen.“

Anthony stellte das Radio wieder lauter, wahrscheinlich um die streitenden Parteien zu übertönen. Dov schaute hinüber zu seiner Freundin Emily Parkinson, der Nichte von Anthony und Rahel. Wie er war auch sie dreizehn Jahre alt. Aber sonst hatten sie nicht viel gemeinsam. Emily hatte bisher auf der Sonnenseite des Lebens gestanden, während er den Zweiten Weltkrieg mit all seinen Schrecken durchlebt hatte. Manchmal zweifelte er daran, ob sie überhaupt wusste, dass es einen Krieg gegeben hatte. Sie war behütet in Jerusalem in einer Familie aufgewachsen, die sich ein Hausmädchen und einen eigenen Chauffeur leisten konnte.

Nach Kriegsende hatte sich Dov gleichsam die Sohlen von den Schuhen gelaufen, um endlich nach Jerusalem zu gelangen und seine Familie zu finden. Emily wiederum besaß wahrscheinlich einen ganzen Schrank voller Schuhe. Ihr Vater, der Offizier der britischen Armee war, hatte ihr fast jeden Wunsch von den Augen abgelesen.

Dov hingegen konnte sich kaum noch an seinen eigenen Vater erinnern. Als er klein war, hatte er ihn *Abba* genannt. Dann war er als kleiner Junge aus Sicherheitsgründen in einem polnischen Waisenhaus untergebracht worden, und der Rest seiner Familie kam in das Warschauer Ghetto. Dort waren sie dann vom übrigen Leben abgeschnitten worden, und es warteten auf sie nur noch Sklavenarbeit und Todeslager. An das alles mochte er gar nicht mehr denken. Doch nachts litt er an seinem bisherigen Dasein. Albträume quälten ihn immer wieder.

„Sie hören uns jetzt live aus Tel Aviv“, vernahm man eine Stimme aus dem Radio, „wo der Nationalrat unter außergewöhnlichen Umständen zusammengetreten ist.“

„Ich möchte wissen, ob mein Papa in Tel Aviv ist.“ Emily zog die Augenbrauen hoch, und Dov wusste, wie ihr zumute war. Beiden war eines gemeinsam: Sie waren jetzt von ihren Eltern getrennt.

Emilys Vater war wahrscheinlich noch im Land, falls man ihn wirklich wieder zurückbeordert hatte, um bei der Ausreise der englischen Truppen zu helfen. Anthony sagte, Major Parkinson sei fortgegangen, kurz bevor Emily in ihrem früheren Haus in Jerusalem eingetroffen war, um ihn dort zu suchen. Er musste sich jetzt in Tel Aviv oder in Haifa aufhalten. Zweifellos war der Major der Meinung, dass seine Tochter mittlerweile auf der Heimreise nach England war. Er wäre sicher bestürzt gewesen, wenn ihm die wirklichen Umstände bekannt gewesen wären.

„Wenn die englischen Streitkräfte heute um Mitternacht das Land endgültig verlassen haben“, fuhr der Radiosprecher fort, „werden Herr David Ben Gurion und andere Führer der Juden die Bildung einer neuen Regierung ausrufen ...“

Nach Doves Meinung war es für Emily das Beste

gewesen, dass sie auf der Insel Zypern festgehalten worden war, weil die Schiffsmotoren ausgesetzt hatten. Sie hatte Dov gegenüber das Versprechen eingehalten und nach seiner Mutter gesucht, die sie schließlich in einem Flüchtlingslager auf der Insel gefunden hatte. So viele Jahre war er von ihr getrennt gewesen, und doch war sie ihm nahe. Als Emily ihm diese Geschichte erzählt hatte, war es das erste Mal, dass Dov die Nähe zu einem Mädchen suchte.

„Eine neue Regierung“, dröhnte die Stimme, „die erste jüdische Regierung nach Tausenden von Jahren.“ Während die Worte des Radiosprechers durch den Äther hallten, musste Dov an seine eigene Lebensgeschichte denken.

*Wenn Mama nach Zypern kommen konnte, dann gelingt mir das auch.*

Natürlich wäre das nicht leicht, vor allem jetzt, wo die Araber die Straßen blockierten. Wie er von Emily erfahren hatte, ging es seiner Mutter gar nicht gut. Das war ein weiterer Grund für ihn, sie so schnell wie möglich aufzusuchen.

„Wir erleben jetzt eine große Stunde in der Geschichte.“

Was ging ihn die Geschichte an. Emily hatte auch bestätigt, dass Dovs Vater auf Zypern verstorben war, wenn man der Angabe auf einem Grabstein Glauben schenken konnte. Sogar seine Mutter kannte nicht die ganzen Geschehnisse. Dovs einziger Angehöriger war sein Bruder Nathan gewesen. Und die Ereignisse um seinen Bruder waren auch ein Albtraum für ihn. Wenn Dov die Augen schloss, was er eigentlich nicht wagte, sah er immer noch vor sich, wie Nathan rückwärts von der alten Stadtmauer heruntergefallen war. In seinen Ohren klang noch der Knall des Gewehrschusses nach, der das Leben seines einzigen Bruders ausgelöscht hatte.

Was hatte er verbrochen?

Ein zweiter Radiosprecher unterbrach Dov in seinen Gedanken. Diesmal klang die Stimme etwas heiser und von weit entfernt, als ob er in einer großen Halle oder vor einer riesigen Zuhörerschaft sprechen würde. Es hörte sich so an, als ob ein älterer Mann sprach, der sehr müde war. Hinter dem Kaffeetisch saß Emilys Dogge Julian und spitzte die Ohren. Alle Leute im Zimmer der Parkinsons wandten sich dem Radio zu.

„Das ist Ben Gurion“, flüsterte jemand, obwohl alle seine Stimme kannten.

„Kraft des nationalen und geschichtlichen Rechtes des jüdischen Volkes und der EntschlieÙung der Generalversammlung der Vereinten Nationen verkündigen wir die Gründung des jüdischen Staates in Palästina, der den Namen Israel tragen soll.“

Herr Zayed lachte und klatschte vor Freude in die Hände. Frau Samuel starrte ihn an und wollte ihm zu verstehen geben, er möge schweigen. Aber dann fielen alle in den Jubel ein und applaudierten. Emilys Tante und ihr Onkel fielen sich in die Arme. Julian bellte.

Dov schaute zu Emily hinüber, als ob sie die Antwort auf seine Frage wüsste.

„Ist es das?“, flüsterte er. Sie nickte. Israel hatte seine Unabhängigkeit ausgerufen. Nach so vielen Jahren hatten die Juden ihre eigene Nationalität. Dov fragte sich, ob diese Rede von Ben Gurion auf seinen Versuch Einfluss haben könnte, die Blockade zu durchbrechen, um seine Mutter zu suchen. Wahrscheinlich nicht.

Dennoch musste er sich auf den Weg machen, bevor es zu spät war.

## 2. Der Löwenzahntee

*Mein liebster Dov,  
zunächst konnte ich es nicht glauben, als deine Freundin,  
die liebe Emily Parkinson, mir sagte, sie würde dich kennen.  
Nach all diesen schrecklichen Jahren ist dies ein Wunder.  
Für mich war sie gewiss ein Engel ...*

Emily erinnerte sich noch an diesen Abschnitt aus Frau Zalinskis Brief an Dov. Sie las ihn immer wieder, wenn auch nicht so oft wie Dov. Aber wie ein Engel fühlte sie sich ganz und gar nicht, als sie am nächsten Morgen auf dem Weg vor dem Haus ihres Onkels und ihrer Tante stand. Ihre Knie schlotterten. Engel zittern nicht vor Angst.

„Mein Fräulein, ich möchte Ihnen nur sagen, dass Sie sich auf massive Angriffe vorbereiten müssen.“ Der junge jüdische Soldat, der vor ihr stand und ihr den Weg verbaute, sah aus, als hätte er sich in einem Second-Hand-Laden für alte Uniformen bedient. Seinen verbeulten, spitzen Helm hätte genauso gut ein britischer Infanterist im Ersten Weltkrieg tragen können. Sein olivgrünes Hemd passte überhaupt nicht zu seinen kurzen Khakihosen. Sein Kamerad, der neben ihm stand, sah genauso unmöglich aus. „Die Syrer greifen schon vom Norden an, die Ägypter kommen vom Gazastreifen im Süden her entlang der Küste. Und die Jordanier ...“

Seine Stimme wurde heiser, und er biss sich auf die Zähne. „Wenn Sie woanders hingehen können, dann tun Sie dies jetzt. Hier in der Nähe des Hinnotales ist es sehr gefährlich.“

„Sie wohnt bei uns“, ließ Onkel Anthony verlau-

ten, der hinter ihr aufgetaucht war. Emily trat zur Seite, um ihn vorbeizulassen. Er hatte die Hände voll mit Radiozubehörteilen. „Ich bin Hauptmann Anthony Parkinson und gehöre zur Haganah.“

Die Soldaten machten große Augen.

„Er ist Radiosprecher“, meinte einer der Soldaten. „Ich habe ihn schon gehört.“

Emilys Onkel verbeugte sich kurz. „Zu Ihren Diensten, meine Herren.“

„Entschuldigen Sie, das wussten wir nicht.“ Die beiden jungen Rekruten nahmen Haltung an.

„Leider kann ich nicht grüßen. Wie Sie sehen, habe ich die Hände voll.“ Onkel Anthony hielt die Kiste in seinen Armen fest. „Ich danke Ihnen, dass Sie uns gewarnt haben, aber die Gefahren waren uns schon bekannt. Wir bringen den Sender an einen sicheren Ort.“

Selbst als Onkel Anthonys Verbindung zur Haganah offenbar war, empfand es Emily als sehr peinlich, dass man sie anstarrte. Wo blieb denn Julian? Wenn man ihn brauchte, dann war er nie da. Die alte Dogge wachte oft gar nicht mehr auf, um zu bellen, wenn Besucher kamen.

„Das ist meine Nichte“, erklärte Onkel Anthony, und die Soldaten nickten. „Wir kommen schon klar. Habt aber vielen Dank.“

Sie nickten und wandten sich um. Dann gingen sie fort. Einer grüßte noch einmal und stolperte dabei über einen losen Pflasterstein.

„Schalom, Hauptmann Perkins“, grüßte der Erste und schulterte sein Gewehr.

*Parkinson*, verbesserte Emily im Stillen. Ihr Onkel war Hauptmann? Jetzt änderte sich vieles. Ein neues Land, eine neue Armee ...

Die Soldaten gingen zum nächsten Haus, um auch dort die Bewohner zu warnen.

*Frau Levi im Hause nebenan wird mit ihrem kleinen Hund Mitzi diese Meldung kaum verkraften. Das werden die Soldaten schon merken.*

„Sie benehmen sich, als ob sie noch nie ein hübsches Gesicht gesehen hätten“, murmelte Onkel Anthony leise und schaute zu Emily hinüber. „Wolltest du irgendwohin gehen?“, fragte er sie.

„Nur nach Saint Andrew’s, um nach den Mädchen zu sehen.“

Mit den Mädchen meinte sie ein Dutzend Waisenkinder. Dov hatte sie über die Mauer aus dem jüdischen Viertel direkt unter den Augen der arabischen Truppen herausgeführt, die noch die Altstadt umzingelt hielten.

„Du gehst doch nicht allein dorthin?“

„Ich dachte, ich könnte Julian ausführen.“

Ihre Hauptabsicht war natürlich nicht der Hund, sondern sie wollte den zwölf hungrigen Mündern etwas zu essen bringen. Bei dem jetzigen Stand der Blockade war sie eine viel größere Zielscheibe als damals die Mädchen bei ihrer Rettungsaktion.

„Gut, dann nimm auch Dov mit. Ich selbst werde bald zurück sein.“

Die Tür schlug zu, und Emily ging wieder in die Küche, wo Dov gerade die leeren Schränke von Tante Rahel durchsuchte. Julian saß zu seinen Füßen und klopfte mit dem Schwanz auf den Boden. Sie wollte gar nicht hinsehen, denn der Hund sah abgemagert aus.

„Ich habe die Schubladen heute Morgen schon durchgesehen.“ Emily gab sich alle Mühe, dabei ein freundliches Gesicht zu machen. Bei ihrem Vater hatte dieser Trick immer funktioniert.

„Immer lächeln, mein Prinzesschen.“ Das sagte er immer, wenn sie weinte, genau wie damals, als sie das silberne Medaillon mit dem Bild ihrer Großmut-

ter verloren hatte und als sie sich bei einem Spaziergang mit Julian ihr Knie verletzt hatte. Es war ihr neunter Geburtstag gewesen, und sie hatte das neue rosa Kleid getragen.

„Kopf hoch“, sagte ihr Vater immer. „Es ist nie so schlimm, wie es aussieht.“

Doch diesmal rumorte der Hunger in ihrer Magen- gegend, und die Situation war wirklich verheerend. Sie würde das nicht laut von sich geben, ja, sie wagte es kaum zu denken. Aber hier in diesem Fall hätte Papa wirklich Unrecht.

„Onkel Anthony will, dass du mit mir nach Saint Andrew's kommst.“ Sie wollte gar nicht an das Plätz- chen mit dem alten Stück Käse denken, das Tante Rahel heute Morgen jedem zugeteilt hatte. Sie mochte sich auch nicht vorstellen, wie hungrig die klei- nen Mädchen waren, obwohl keines von ihnen darüber murrte. Ohne Widerrede nickte Dov zustim- mend. Vielleicht war er auch so hungrig, dass ihm alles andere gleichgültig war.

Keiner von ihnen sprach ein Wort, als sie die Stra- ße zu der schottischen Presbyterianerkirche und dem Hospiz hinaufliefen. Das Hospiz stand oben auf der Höhe. Es war wie eine Burg der Kreuzritter gebaut, und von der Höhe konnte man das Hinnomtal über- schauen. Es lag direkt gegenüber der Südwestecke der Altstadtmauern. Von einem Mast auf dem höch- sten Turm wehte eine schottische Fahne. Das weiße x-förmige Kreuz war auf dem tiefblauen Hintergrund zu sehen. Als sie auf die Eingangstür zgingen, blieb Julian noch etwas zurück und schnüffelte an einigen Blumen herum.

„Hallo, Frau Abernathy?“, rief Emily, während sie klopfte. „Frau Abernathy?“

Zwei Minuten später schaute ein freundliches Ge- sicht hinter der großen Eingangstür hervor.

„O wie schön, dich zu sehen!“ Herr Earl Abernathy klapperte immer mit den Zähnen, wenn er sprach. Seine hellen blauen Augen hießen sie willkommen, als er die Tür öffnete. Der Hausmeister und seine Frau empfingen wohl in diesen Tagen kaum Besucher. „Die Mädchen warten schon auf dich.“

„Emily!“ Ein Dutzend Mädchen schrie, jubelte und hüpfte, als Dov und Emily eintraten. „Emily und Dov und Julian!“

Emily musste lachen, als sie die zwölf Mädchen sah. Sie hatten sich gerade frisch gewaschen und sprangen fröhlich hin und her. Kiva und Chava, Frieda und Batja ... Sie alle trugen Kleider aus einer Wohltätigkeitsspende. Das sah sehr bunt und lustig aus. An den Ärmeln und Beinen war der Stoff umgeschlagen. Alles roch nach Mottenkugeln und Seife.

Julian wollte ihnen die Gesichter ablecken.

„Hast du uns etwas zu essen mitgebracht, Dov?“, fragte die kleine Batja. Fragen hatte sie immer auf Lager. Im Grunde rechnete sie gar nicht mit einer Antwort. „Wir haben Hunger. Zum Frühstück gab es nur ...“

„Pst!“ Frieda Horowitz hielt dem kleinsten Mädchen den Mund zu. „So etwas sagt man jetzt nicht.“

Frau Abernathy lächelte traurig und strich Batja über das Haar.

„Ein Teller mit warmem, dampfendem Fleischpudding könnte mir auch gefallen.“

„Hurra, Fleischpudding!“, wiederholte Batja. Dann verzog sie die Nase etwas und fragte: „Was ist eigentlich ein Fleischpudding?“

„Ein Pudding, der in einem Schafsmagen gekocht wird“, antwortete eine ältere Frau, die die Treppe herunterkam und in die große Eingangshalle trat. Dieser Teil der Kirche sah aus wie ein vornehmes Hotel und war früher als Gästehaus gebaut worden.

Er war sozusagen ein Stück Britannien für müde Pilger. Das Kirchenschiff, das sehr stark an den schottischen Kirchenbau erinnerte, führte durch einen Eingang nach draußen. „Obwohl ich genauso schottisch bin wie mein lieber alter Mann, finde ich Schafspudding ganz fürchterlich. Der Himmel verzeihe mir, wenn ich das so sage, aber es ist so.“

„Schafspudding?“, wiederholte Batja, die sich noch immer nichts darunter vorstellen konnte.

„Lass gut sein, mein Kind.“ Frau Abernathy lächelte, und dabei glänzte einer ihrer Goldzähne im Mund. „Man muss das auch nicht unbedingt wissen. Ich wünsche dir einen gesegneten Sabbat, Dov.“

„Gesegneten Sabbat“, erwiderte Dov den Gruß.

Batja nahm Frau Abernathys Hand in die ihre, als sie über den Steinfußboden zur Küche gingen.

„Ihr wollt doch sicher alle eine Tasse Tee mit uns trinken?“, fragte Frau Abernathy.

Dov zögerte einen Augenblick. „Wir haben gerade ...“

„Unsinn.“ Sie fasste ihn am Arm und führte ihn durch die Vorhalle zur Küche. „Wir alle könnten noch ein bisschen Tee vertragen, selbst wenn es nur heißes Wasser ist.“

Frau Abernathy machte sich schnell daran, für sechzehn Personen auf einem kleinen Spirituskocher Tee zuzubereiten. Die schwache blaue Flamme zuckte und flackerte, und Emily fragte sich, ob denn die Frau genug Brennstoff hatte. Seit durch die Blockade die Hauptzufahrtsstraße gesperrt war, waren in Jerusalem Brennstoffe genauso Mangelware wie Lebensmittel.

„Hier ist Tee für uns alle!“, meinte Frau Abernathy und stellte auf dem großen Tisch vor jeden Teller eine Tasse. Emily konnte sich vorstellen, dass die gute alte Dame schon für eine größere Anzahl von Gästen

gekocht hatte. Doch das musste in glücklicheren Zeiten gewesen sein, als Touristen aus aller Welt dieses Haus gefüllt hatten, während sie das Heilige Land besuchten. Emily konnte sich lebhaft die Reisenden, die hier eingekehrt waren, vorstellen. Buchstäblich hörte sie, wie sie über ihren Besuch am See Genezareth oder ihre Fahrt zu den Ruinen von Salomos Ställen in Megido erzählten. Andere mochten über die historischen Stätten der Altstadt von Jerusalem berichtet haben. Aber jetzt hörte man nur die Stimmen der jungen Mädchen.

„Gibt es auch Milch und zwei Stück Würfelzucker?“, fragte Batja. Dabei saß sie auf zwei schottischen Gesangbüchern, damit sie überhaupt mit den Armen auf den Tisch reichen konnte.

„Natürlich!“, antwortete die alte Dame mit freundlichem Lächeln. „Du darfst dir auch drei nehmen. Und Julian bekommt einen großen Schafsknochen.“

Emily und Dov schauten sich nur an. Aber die Mädchen führten ihr Spiel fort. Sie nahmen einen leeren Milchgießer und taten so, als würden sie sich Kaffeesahne einschütten. Das gleiche Spiel vollführten sie mit angeblichen Zuckerstückchen. Batja fragte die andern, ob sie eins oder mehr haben wollten.

Emily nahm zwei Stückchen, schaute aber dabei zu ihrer Gastgeberin hinüber.

„Ach, das ist schon in Ordnung“, erklärte Frau Abernathy. „So ein kleines Spiel schadet niemandem. Allerdings würde ich den Hund nicht gerne necken. Leider haben wir wirklich keinen richtigen Knochen für ihn. Er sieht sehr abgemagert aus.“

Emily nickte und schwieg. Julian schnupperte an ihren Füßen, während ihn Dov am Ohr kraulte.

„Frau Abernathy, geht es den Kindern gut?“ Emily musste diese Frage stellen.

„Mach dir keine Sorgen. Es war richtig, dass die

Mädchen hierher gebracht wurden.“ Frau Abernathy ergriff Emilys Hand. „In der Altstadt hätten sie nicht bleiben können.“ Ja, da hatte sie Recht. Doch Emily war sich nicht sicher, ob sie außerhalb der Altstadtmauern hier in der „neuen Stadt“ eher überleben würden. Das Gute hier war, dass sie von Angriffen verschont blieben, wenigstens bis jetzt.

„Außerdem“, fügte Frau Abernathy hinzu, „was sollten Earl und ich ganz allein in diesem großen Gebäude anfangen? Sollten wir einfach die Türen zuschließen und wieder nach Edinburgh zurückkehren?“

„Hört, hört.“ Herr Abernathy klopfte mit dem Löffel auf den Tisch. „Das wird nicht nur ein kleiner Krieg werden.“

„Earl!“ Frau Abernathys warnende Stimme war leise, aber deutlich.

„Ja, ist ja gut.“ Wie Emily wusste auch er, was sie meinte. Man durfte die Kinder nicht unnötig beunruhigen.

„Und seht uns doch an!“ Die Frau streckte beide Hände aus. „Gott hat all unsern Mangel ausgefüllt nach seinem Reichtum in der Herrlichkeit in Christus Jesus. So steht es im Philipperbrief, Kapitel 4 Vers 19.“

Emily wusste, dass Dov diese neutestamentliche Bibelstelle wohl nicht kannte. Aber den Glauben dieses alten Ehepaares musste er anerkennen. Und ihr ging es genauso.

Was machte es da noch aus, dass der lauwarme Tee nach Löwenzahn schmeckte? Wenigstens hatte er für kurze Zeit ihren Magen beruhigt. Emily wusste allerdings, dass das angenehme Gefühl nur wenige Minuten anhalten würde. Nur zu bald würde Batja und den anderen Mädchen der Magen wieder knurren.

Emily schaute sich im Speisesaal um und betrachtete die Bilder von den schottischen Bergen und den alten Schlössern. In gewissem Sinne erinnerte sie das alles an ein anderes Speisezimmer in ihrer Heimat.

Heimat, wo war die eigentlich? Ihre Heimat in Jerusalem war jetzt eine ausgebrannte Ruine. Eine Brandbombe hatte das Haus getroffen, nachdem ihre Eltern nur wenige Tage zuvor abgereist waren. Vielleicht glühte noch das Feuer unter der Asche. Und England? Das war jetzt genauso wenig ihre Heimat wie Timbuktu. Im Augenblick fühlte sie sich jedenfalls in diesem netten, alten Hospiz bei diesen freundlichen Menschen zu Hause.

„Ich habe immer noch Hunger“, bettelte Batja. „Kann ich nicht doch etwas Schafspudding bekommen?“

„Nein.“ Emily schaute sich im Kreise der Mädchen um, die am Tisch saßen. Die meisten hatten ihren Tee ausgetrunken und wollten gerade wieder von ihrem Stuhl aufstehen. „Dov und Julian und ich werden versuchen, dass wir etwas Besseres für euch zum Essen finden. Stimmt doch, Dov?“

„Meinst du wirklich?“ Dov schaute sie mit großen Augen an. Julian wedelte mit dem Schwanz, als sein Name genannt wurde, aber er hob den Kopf nicht hoch.

„Ja, wir werden es schaffen.“ Diesmal war sich Emily sicher. Sie würden Lebensmittel für dieses freundliche schottische Ehepaar und die Waisenkinder auftreiben. Wenn sie es nicht könnten, wer dann? Doch bei dem Gedanken daran lief ihr ein Schaudern über den Rücken, und wieder knurrte ihr der Magen.